

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

21.8.1927 (No. 34)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 34



21. Aug. 1927

Gustav Rommel / Geschichte des ehemaligen Entenfangs bei Rintheim.

## Entenfang oder Entenkofl<sup>1)</sup>

Nicht jeder Karlsruher weiß etwas von dieser einstigen Jagdeinrichtung oder kennt die in der näheren Umgebung der Stadt befindliche, wasserreiche und grabendurchzogene Waldanlage, die so idyllische Plätze bietet, und wo Sumpfpflanzen, Wassertiere aller Art vegetieren, wo aber auch das hauptsächlichste Nationalinsekt, „die Schnade“, gar zahlreich vertreten ist.

Im Frühjahr, wenn die ersten Schlüsselblumen, Anemonen und Veilchen blühen, ist's eine schöne Wanderung über die Wiesen hinter Rintheim mit derhardt-Fernsicht zum Elmorgenbruchwald, dessen nördlicher Teil einst den Entenfang bildete.

Eine 1750 erbaute Steinbrücke, ein malerischer Punkt im Gelände, führt über den sog. Rindmondgraben (richtiger: Regemortgraben, nach dem Erbauer) in den Wald und an den Ort, dessen Schicksale im Lauf der Zeiten ein Stück Kulturgeschichte darstellen und im folgenden an uns vorüberziehen sollen.

Der Plan zur Anlage eines Entenfangs<sup>2)</sup> bei Rintheim, aber auf Durlacher Markung, entstand unter Markgraf Karl II. (1520 bis 1577), der sich zu diesem Zwecke von der Stadt Durlach ein Stück ihres Weidegebietes am „Großen Graben“ beim Elmorgenbruch von 7½ Morgen hatte abtreten lassen. Eine unverbriefte Ueberlieferung sagt, daß für die unentgeltliche Ueberlassung des Landstücks die Herrschaft die Säuberung und Unterhaltung des ganzen Durlacher Stadtgrabens übernahm.

Während der Einrichtung des Platzes noch erzielte den Fürsten 1577 der Tod, und die weitere Arbeit blieb seinem Sohn und Nachfolger, Markgrafen Ernst Friedrich, vorbehalten, der „mit großem uncosten zu unserm Hofstaats nutzen und lust zu richten“ den Entenfang vollständig fertigstellen ließ.

Der ausgewählte Platz eignete sich für den Zweck ganz besonders, weil in dem Sumpf- und Bruchland der Umgebung sich Wildenten gerne aufhielten. Außerdem lag dieses Jagdrevier günstig in unmittelbarer Nähe der Residenz Durlach und des Schlosses Gottesau, von wo aus Herrscher und Hofstaat bequem der früher so beliebten Entenjagd pflegen konnten, vielleicht mehr als Zuschauer, denn als Jäger. Im übrigen aber sollte der Entenfang zur Ergänzung der Hofküche dienen.

Das Ergebnis und der Nutzen der Entenfängerei scheint jedoch in den ersten Jahren nicht sehr groß oder befriedigend gewesen zu sein; denn schon 1588 räumte der Markgraf den Durlachern, die von vornherein dieses Weidestück nicht leicht verschmerzt hatten und wiederholt deswegen vorstellig geworden waren, den Platz des Entenfangs mit noch anderen Gütern wieder ein, nahm aber dafür ein Stück Wiesen im sog. Abtszipfen bei der Gottesau als Ersatz, nicht ohne anfänglichen Widerspruch der Durlacher.

So war der Entenfang nach kurzem Bestehen wieder eingegangen, doch blieb er nicht vergessen. Jahrzehnte gingen wohl noch vorüber, der Dreißigjährige Krieg war überstanden, da griff Markgraf Friedrich VI. die Sache wieder auf, und im Jahr 1665 wurde der alte Entenkofl etwas vergrößert wiederhergestellt. Hierzu überließ die Stadt Durlach dem Fürsten unentgeltlich,

<sup>1)</sup> Kofl, so viel wie Kofe in der Bedeutung von Käfig, Vogelbauer.

<sup>2)</sup> Vergl. Pyramide Nr. 6, Jahrgang 1928: Geschichtliches von der Pfinz und ihren Seitengewässern. IV.

<sup>3)</sup> Quellen: Archivalien des Generallandesarchivs Karlsruhe und des Stadtarchivs Durlach.

I. jedoch vorbehaltlich ihres Eigentumsrechts zunächst, 11 Morgen 32 Ruten von der städtischen Allmende.

Der Entenfang war mit einer Grabenanlage und Hecken umgeben, ein Einlauf- und ein Ablaufgraben mit Wehren und Stellfallen regelte den Wasserzufluß aus der Pfinz und den Abfluß durch den sog. Großen Graben nach dem Alten Bach.

Wie die innere Einrichtung, der Entensee usw. aber in jener Zeit beschaffen war, darüber haben wir keine Nachrichten. Jedenfalls wurde dort von Anfang an die Jagd auf Wildenten auf dem Anstand betrieben, und zwar mit der sog. Lockente, einer zahmen Ente grauen Gefieders, an deren Fuß eine Schnur befestigt war.

Das Fischen an der Schnur durch den im Buschwerk versteckten Jäger veranlaßte die Lockente zum Flattern und zum Quacken, wodurch sie vorüberziehende Wildenten anlockte, bei ihr einzufallen.

Beim Rintheimer Entenkofl hatte die Regelung des Wasserzuflusses und -abflusses von der ersten Zeit an schon seine Schwierigkeiten. In den Jahren 1673—1677 beschwerten sich die Gemeinden Durlach, Gröbkingen, Rintheim, Haagsfeld, Blankenloch und Büchig einmal, daß der Entenfang zu viel Wasser wegnehme, namentlich den Mühlen, zum andern auch, daß durch den Wasserüberlauf aus dem Entenkofl die benachbarten Felder verdorben würden. Eine weitere Grabenanlage sei unumgänglich notwendig. Der Markgraf Friedrich Magnus gab auch alsbald Befehl, daß ein Graben vom Kofl bis an das Haagsfelder Kirchensämlein, ein weiterer durch die Neuwiesen bis zum Alten Bach über die Durlacher und Gröbinger Wiesen durch Fronarbeiten hergestellt würde.

Der Krieg mit der Philippsburger Belagerung ließ aber das Unternehmen vorläufig nicht ganz zur Ausführung kommen, obwohl man im Jahre 1679 den Versuch machte, die Arbeiten einigermaßen zu vollenden.

In den folgenden Kriegsjahren dürfte auch das Entenfängen schwach betrieben, der Kofl selbst ruiniert worden sein.

Im Mai 1691, als die Kriegszeit etwas abzuflauen schien, erging vom Markgrafen Friedrich Magnus von Baden aus der Befehl an den bekannten Durlacher Hofbaumeister Lefebure<sup>3)</sup>, den „brundigen Entenkofl“ wieder instand zu setzen.

Mit dem Forstverwalter Mutschkan zusammen besichtigte Lefebure den Platz und berichtete hernach, daß neben Fuhrn von Stroh und anderem Material auch Handfron und Tagelöhner zur Erneuerung des Zaungestriches usw. nötig wären, daß aber „kein Mensch herbeizubringen ist wegen des allgemeinen Brodmangels, da der Lohn nicht täglich ausgerichtet wird“. Das Schlimmste aber sei, daß das Pfinzwehr für den Entenkoflgraben vollständig zerstört wäre und von Grund aus erneuert werden müßte. Hätte der Amtskeller Glanz vor einiger Zeit, als der Koflmann Post Gerhardt den Schaden meldete, es ausbessern lassen, so hätte das Wehr noch einige Jahre gehalten. Nun seien 24 Eichenstämme, 60—80 Bretter und 300 Nägel nötig. Für das Wiederaufrichten des Wehrs verlange ein Söllinger Zimmermann 30 fl. und ¼ Ohm Wein, bei Fertigstellung noch für sich und seine Gesellen einen Trunk und ein Stück Brot, ferner bedürfe der Zimmermann für die fünf Tage noch der Mithilfe „von 15 rechtschaffener Männer, die bey Zeiten zur Arbeit und spast davon gehen“.

Dieser Söllinger Handwerker beschränkte seine Ansprüche auch noch mit dem Hinweis darauf, daß er aus fertiggestellten

<sup>3)</sup> Vergl. Dr. Rott, Kunst und Künstler am Durlacher Hof.

Kellern von der Herrschaft einen Verdienst von 86 fl. anzusprechen habe, bis jetzt seien ihm aber nur 19 fl. davon bezahlt worden ...

Gegen die Anschuldigung durch den Baumeister Lesebure wehrte sich der Durlacher Amtskeller Joh. Fr. Glanz in seinem Bericht an den Markgrafen mit kräftigen Worten, die den Charakter des an den Hof gezogenen und daselbst stark dominierenden Franzosen in eigenartigem Lichte erscheinen lassen. Glanz schreibt: „Nun thue ich ihm das geringste nicht zu wider, daß er einige Ursach hetze, mich also fälschlicher Weise zu verkleinern, oder sucht mich ins Unglück zu bringen, müßte mich demnach mit andern Ehrlichen sowohl hohen Stands, als niedrigen versöhnen getrüsten, denen ers vor diesem undt von zeitß seines hierseins also gemacht und noch thut.“

Der Amtskeller erklärt, das Pfinzwehr wäre ganz zerstört und überhaupt nicht mehr zu erneuern gewesen, als er davon Kenntnis erhielt. Im übrigen möchte er von dergleichen Aufträgen verschont bleiben, da er „kein Baumeister gelernt, weil seine profession allein in der Feder bestehe“, ferner bitte er, ihm „vor solchem Bösewicht hohe Justiz und Schutz widerfahren zu lassen“.

Der weitere währende Krieg hatte das Land nicht zur Ruhe und friedlicher Arbeit kommen lassen, weshalb das Pfinzwehr und der Entenfang auch im folgenden Jahr (1692) noch nicht ganz wiederhergestellt war. Für das neue Wehr war kein Zimmermann zu bekommen und der Baun, See und die Gräben der Krons harrten noch der Instandsetzung. Trotzdem wurde die Entenjagd von dem Koymann Gerhardt betrieben; es fehlte ihm jedoch an Lockenten, die nirgends zu bekommen waren, bis endlich die Fasanenmeisterei in Stuttgart einige lieferte. Notdürftig wurde der Entenfang nun unterhalten. 1693 war der Keller und Burgvogt von Ruppurr, Joh. Frz. Weiß, dem inzwischen verstorbenen Muschay als Forstverwalter gefolgt.

In einem noch erhaltenen und kultur- und zeitgeschichtlich interessanten Brief (dat. 16. Mai 1693) an seinen Vorgesetzten, den Hofsforstmeister von Sallweyl, der mit dem Markgrafen nach Basel geschickt war, schreibt der neue Forstverwalter über die in jenen Maitagen durch die Franzosen auf ihrem Vormarsch verübten Zerstörungen und Plünderungen von Heidelberg und berichtet bei der Gelegenheit auch über den Zustand des Rintheimer Entenfangs. Um ihn nutzbar zu machen, müßte der Koy einer gründlichen Erneuerung unterzogen werden. Schon hatte Weiß in Ruppurr wieder 16 Enten (Vodvögel) gesammelt, um sie einzusetzen, sobald die Rebe, Rohre, Seile und Holz für die Instandsetzung des Krons und der Wehre geliefert seien.

Der Brief von Weiß enthält auch noch Klagen über das unberechtigte Holzholen und Fällen im Hardtwald durch die Untertanen von dazumal und über das viele Ausroden und Schlagen von Bauholz, wobei der besorgte Beamte befürchtet, daß bei mangelnder Aufsicht „die Hardt ganz klar und hell gemacht wird“, eine Sorge, die wir in unserer heutigen Nachkriegszeit auch hegen können, wenn es mit dem Dichten und Ausroden des Hardtwaldes so weiter gehen sollte. —

Was aber war die Folge dieses wohlgemeinten persönlichen Briefes eines dienstbefähigten Untergebenen an seinen hohen Vorgesetzten? Mitten in den Tagen der französischen Verwüstungen, der Plünderungen, der Flucht der Bewohner und anderer schwerer Ereignisse hob siegreich nur sein Haupt — der heilige Bürokratismus! Der ehrsame Burgvogt von Ruppurr erhielt für sein Schreiben dienstlichen Inhalts — einen Verweis von seinem im Ausland weilenden Markgrafen, weil er den Bericht an den Hofsjägermeister und nicht „wie es das Herkommen und der Canklei-Stylus erfordert immediate an Uns“ richtete.

So geht's manchmal im Leben der Beamten, die dem „Canklei-Stylus“ untertan sein müssen. Der wadere Forstverwalter Weiß wird den Vorhalt überwunden haben, jedenfalls ließ er sich nicht verdrießen, weiter seine Pflicht zu tun und sich der Pflege des Ententons zu widmen.

Die Instandsetzung der zwei wichtigen Wehre, des Pfinz- und des Kroywehres, wurde an den Zimmermeister Erny von Durlach verdingt gegen 31 fl. Lohn und 1 Malter Korn. Zu dem schon seit zwei Jahren am Pfinzwehr bereit liegenden Holz forderte Erny noch weitere 13 Stämme und Fronmannschaft auf 6 Tage. Zur

Zahlung der Kosten mußte sich der Forstverwalter aus der Gefällkaffe Vorschuß geben lassen, die künftig zu verkaufenden Enten sollten es wieder einbringen.

Die Arbeiten am Entenfang und an den Wehren nahmen aber während des Sommers 1693 nur schlechten Fortgang. Im September berichtete Weiß an den Markgrafen, daß er „keinen Fleiß geparet“ habe, die Instandsetzung zu vollenden, allein er hätte keine Unterstützung bei dem Amtsverweser Hübner gefunden, damit dieser das benötigte und schon geschlagene Holz (12 Fuhren) herbeischaffen ließe. Allerdings sei einmal auch der Uebergang der Franzosen über den Rhein schuld gewesen, daß die Fuhren nicht geleistet wurden, dann aber auch „aus Halsstarrigkeit der Unterthanen und tragenden schlechten respects gegen gedachten Hübner“. Ein Wortwechsel mit Hübner veranlaßte Weiß, „in ein ander Amt zu reiten“, nach Mühlburg, wo er den Amtmann Wecht im Namen der Herrschaft ersuchte, die Holzfuhr zu veranlassen. Dies wird nun schon am folgenden Tag ausgeführt.

Als aber die Mühlburger mit den Holzwagen durch Blankenloch fuhr, wurden sie von den Bauern des Dorfes höhnisch ausgelacht, weil diese die Fuhren schon lange hätten leisten sollen, aber den Befehl nicht befolgten. „Den Mühlburgern täte es wohl, das zu tun, was die Blankenlocher nicht wollten.“ Dies meldeten natürlich die erzürnten Mühlburger nach der Heimkehr ihrem Amtmann und die Sache hatte „fast eine Aufruhr verursacht“.

Nachdem nun das Holz für das Wehr durch den Zimmermann zugerichtet war und eingeseht werden sollte, ritt Weiß wieder nach Durlach zum Amt, um zu veranlassen, daß die Pfinz abgeschlagen wurde, und daß die nötige Mannschaft zur Fertigstellung des Wehres befohlen werde.

Zu der Fronarbeit erschienen aber gleich am ersten Tag aus dem Amt Durlach statt der angewiesenen 20 Mann nur 10, und diese erst nach und nach um die Mittagszeit. Im zweiten Tag kamen überhaupt nur 8 Mann. Trotzdem begann man die einmal vorgenommene Arbeit; stellte das Pfinz- und Leitgrabenwasser ab und führte es durch einen Abschnittsgraben nach dem Entenfang.

Inzwischen hatte man vom Amt Mühlburg Hilfsmannschaft erbeten, aber die Untertanen dort erklärten gleich, sie hätten das Holz gefahren und seien dafür von den Blankenlechern ausgelacht worden, nun würden sie „keinen Zug mehr tun“.

Vom Amt Graben waren gleichfalls 20 Mann auf 3 Tage befohlen, aber es erschien überhaupt niemand. Auch die Stadt Durlach hatte sich „insgesamt hochvermessen“ nicht einen einzigen Mann zu der herrschaftlichen Fron anzuweisen, und als Weiß nach Gröbningen zum Schultheißen schickte, erhielt er die Antwort: „Wenn Hübner schon 10 malß ahn Ihne schreiben thue, schide er dennoch keinen Mann, weil sie mit Räumung der Pfinzbad selbstens genug zu thun.“

Wegen dieses allgemeinen großen Ungehorsams und der Respektlosigkeit gegen die Vorgesetzten, und weil man keine halbe, schlechte Arbeit leisten wollte, sah sich Weiß gezwungen, den Bau des Pfinzwehres einzustellen. Er versuchte nun, die ganze Anlage dem Zimmermann zu verdingen, der aber nicht darauf einging, und ein anderer fand sich nicht.

Das Abfangnotwehr an der Pfinz wurde wieder eingerissen und der Fluß in sein Bett zurückgeführt. Die Wiederherstellung des Entenfangs war damit wieder einmal vertagt, den Gemeinden aber standen schwere Strafen in Aussicht.

Inzwischen schaltete und waltete der Koymann Jost Gerhardt in dem mangelhaften Gehege mit den Wasservögeln recht und schlecht, aber offenbar auch auf eigene Faust. Sein Tochtermann Hans Georg Meinker, der sich mit seinem Schwiegervater entzweit hatte, zeigte an, daß Gerhardt ziemlich viele Enten gefangen und verkauft habe, ohne dies zur Verrechnung anzumelden. Ueber das Nähere schweigen die Akten, der Koymann aber blieb im Amt.

Währenddessen waren die Franzosen wieder sengend und brennend durchs Land gezogen. Im Abend jener Tage, September 1693, schreibt unser Forstverwalter Weiß wieder (trotz des Verweises) einen großen Brief nach Basel an seinen Vorgesetzten, den Hofsjägermeister. Er schüttet darin sein Herz aus über die Zustände in der unteren Markgrafschaft, ferner daß es mit dem Ententon „lieberlich“ ließe, weil die Bauern halsstarrig und hochhaft seien. (Fortsetzung folgt.)

## G. L. / Ferientag am Bodensee.

Ferien! Herrliches Wort! Du nimmst uns die harte Last des Berufs von den Schultern und lässest uns aufatmen in Freiheit.

Aber — denn ohne Aber geht es nie im Leben — auf den eben befreit sich aufredenden Rücken springt uns eine Heze, die wir nicht abschütteln können, und verkümmert uns die freudig begrüßte Freiheit.

Wie hetzt der neue Machthaber, von dem wir in den Ferien, den Tagen der Freiheit vom Beruf, abhängig werden? „Wetter“ heißt er und ist der weiterwendigste Geselle, den wir denken können. Je nachdem wir mehr oder — meistens — weniger Glück haben, peinigt er uns so mit seinen Launen, daß wir schließlich genug haben, die Koffer wieder packen, vielleicht beschwert mit einer Sammlung von Steinen und einiger Mitbringeln und uns in die alte Abhängigkeit vom Beruf zurückbegeben, der zwar gewiß kein sehr angenehmer Herr ist, auf den man sich aber wenigstens verlassen kann, der heute ist wie morgen,

Das Wetter, von dem man in der Stadt nichts weiß, und in gebildeter Gesellschaft grundsätzlich nicht spricht, rächt sich für diese Zurücksetzung während des Naturzustandes, in der wir zivilisierten Europäer uns auf die Dauer unserer Ferien zurückbegeben und drängt sich als der wichtigste Faktor unseres Daseins beherrschend in den Vordergrund.

Wenn wir in der Stadt auf unseren resp. Büros sitzen, ist es uns gleichgültig, ob es draußen regnet und kalt ist — das Büro ist immer trocken und warm. In den Ferien aber hängen wir fäglich und stündlich ab vom Wetter, sein Lächeln beglückt uns, sein Büren schädigt uns. Daher spricht man jetzt in der Gesellschaft vom Wetter, ja fast ausschließlich vom Wetter. Die Dame blickt nicht so oft in den Spiegel, als auf's Barometer, welches uns die Absichten unseres neuen Gebieters wenigstens für kurze Zeit vorausragt. Und der Laubfrosch wird zum Schicksalsvogel der Gesellschaft; man würde ihn durch allerlei Liebesungen und Schmei-

Geleien bestechen, wenn man ihn fände; den Laubfrosch aber bekanntlich sieht man nicht, auch wenn man vor dem Blatt steht, auf dem er sitzt.

So sind wir also wehrlos preisgegeben der Gewalt eines neuen Herrn mit unberechenbaren Launen.

Solche Launen hatte derselbe auch an dem Tag im August am Bodensee angenommen, den ich beschreiben will.

Es war Regenwetter und recht kalt. Nebenbei bemerkt eine Eigenschaft recht vieler unserer sog. Sommertage. Ich meine, daß in unserer Jugend der Sommer viel schöner war als heute; das kann von der Jugend abhängen und nicht vom Sommer; aber möglicherweise ist es doch ein objektiver Befund und bewegen wir uns fühlbar einer neuen Eiszeit entgegen. Dem widerspricht nicht, daß ausnahmsweise eine kaum erträgliche Hitze auftritt. Unser Ferientag war also kein ausnahmsweiser, sondern ein regulärer kalter und nasser.

Noch kurz ein Wort über die Szenerie. Wir befinden uns in einem Landhaus am Bodensee. Dasselbe ist umgeben von einem großen Park und hat den Blick über den See auf eine müde hingelagerte, sich schließlich verlierende niedere Hügelkette. Von meinem Bett aus habe ich über den Balkon weg die umfassende Aussicht. Es ist ein schönes Stückchen Erde dieser Bodensee.

Der Tag erwachte wie alle Tage aufs schönste, d. h. mit dem Frühstück, das im Bett serviert wird und bekanntlich die schönste Mahlzeit des Tages ist. Man hat gut geschlafen, ist mit voller Lebensfreude erwacht und hat schon viele Stunden nichts mehr bekommen; hat daher den besten Appetit zu den würbigen Hörnchen, die mit Butter und Honig bestrichen und in den Kaffee getunkt werden; daneben schmeckt ein Ei und der aus dem Stanniol gewickelte Edelweiskäse, von dem Schimmel und Rinde, laut Aufschrift, ekbar sind. Und nach dem Frühstück kommt die Krönung des Ganzen: die Zigarette oder die Zigaretten.

Und in diesem behaglichen Verdauungszustand überlegt der Mensch, wie er den angebrochenen Tag am zweckmäßigsten verbringe. Dazu richtet er den fragenden Blick hinaus ins Freie, wo sein gewaltiger Nachthaber regiert.

In aller Frühe waren von Osten her einige rote Dichter durch die Ritzen der damals noch geschlossenen Läden gedrungen, Reichen eines feuchten Morgenrots. Fest war das vorbei; weißgrauer Duft umspann die jenseitigen Uferberge, Duft, der im Komparativ Nebel, im Superlativ Wolken heißt. Der Superlativ war um 9 Uhr erreicht. Und nun begann es aus den fatten Wolken gemächlich zu regnen, zeitweilig auch gewaltig, und die Temperatur sank fühlbar unter die dem Menschen behagliche Norm. So der Herr. Was kann unter solchen Anordnungen von oben der kleine arme Sommerfrischler tun? Spazierengehen im Regen ausgeschlossen; herumstehen in den kalten Räumen kein Vergnügen. Also Beschluß: im Bett zu bleiben, weiter zu rauchen und nichts zu denken. Vesteres ist nun leichter beschlossen als ausgeführt, wenn die assoziierten Bilder als Gedanken gelten dürfen; denn das menschliche Gehirn, einmal an Tätigkeit gewöhnt, will davon nicht lassen.

So sah ich Mibi Scheinpflug als Julia mit ausgestrecktem Arm am Fenster stehen. „Hinab, du flammenbüßiges Gespann“. Dann kam König Eduard VII. in behaglich lässiger, jovialer, doch fürstlicher Ausführung einer Hofzeremonie. Daran schlossen sich Erinnerungen an Hoffeste, an frühere Erlebnisse auf dem Bodensee: Wie wir bei schönem Wetter, aber — nichtbeachtetem — schlechtem Barometerstand hinübergerudert waren nach dem stillen, verträumten Kirchlein, dort herumgesehen und gelegen hatten und schließlich den Heimweg antraten, meine Frau allein am Ruder. Während ich im Fond des Nachens Klarinette spielte; wie dann der Himmel sich plötzlich überzog, mit finsternen Wolken bedeckte und ein Sturm losbrach; wie wir gemeinsam rudern kämpften, mit geringem Erfolg und mit dem ängstlichen Bewußtsein, heute abend mit den Fischen zu Nacht zu speisen tief unten im See; wie wir schließlich den Kampf aufgaben und das Schifflein dem Zug des Windes und der Wellen preisgaben, der uns endlich am fernen Ufer ans Land brachte; wie ich da einen Augenblick ausstieg, um die Sonne zu genießen, auf festem Grund zu stehen. Ich dachte dann des Wortes unseres Großherzogs Friedrich I., dem die Sache zu Ohren gekommen war, ich habe als Tamino ehrwürdig das Wasser mit der Flöte zu beschwören gesucht. Ich dachte dann an die Königin der Nacht, die mit ihren Staffato-Tönen gleichsam Sterne in die Nacht hinaussprüht; an meinen Freund Anton Bruckner, an die Begegnung des schönen Mädchens, hinter der

der fromme Musiker stehen blieb und, mit gefalteten Händen, ausrief: Gott, wie schön! Dann kamen Gedanken an das heutige Wien, aus denen mich das Geschrei des Säuglings des Zwangsmieters glücklicherweise eilig wegriß. O selig, o selig, ein Kind noch zu sein. Ich dachte an unser Abschiedsduo in Karlsruhe, kurz vor meiner Abfahrt, an die letzte Violinsonate von Beethoven, an den letzten Satz derselben, der so flüchtig und melodios ist, aber vielleicht zu gefällig und süß ist, überhaupt die schwierige Unterscheidung, wo liebliche Gefälligkeit in Ritus übergeht; an Salms Bemerkung über das „fatale Adagio“ der IX. Symphonie, das mir stets als ein Gipfel rührender Schönheit erschienen war. In den Geschmacksüberhaupt, diese höchste Neußerung menschlichen Wesens; geschmackvoll ist gleich gut. An die niedersten, aber so lebenswichtigen Neußerungen desselben; z. B. an die Fähigkeit zu schluden, eine Fertigkeit, in Jahrmillionen erworben und uns bei der Geburt als vollkommene Können mitgegeben. Denn wenn ein Säugling nicht schluden könnte, so müßte er es lernen; wie wir alles, was wir noch nicht können, lernen müssen; wie wir so vieles lernen müssen, weil wir so wenig können; er müßte also zunächst einen theoretischen anatomischen Kurs über die Schludmuskeln durchmachen; Dauer ca. drei Monate, und danach im Schludseminar noch etwa ein bis zwei Monate praktische Übungen im Schluden durchmachen, bis er mit der Note „Gut im Schluden“ entlassen würde. Zu Hause angekommen, würde er merken, daß er seit vier Monaten tot, verhungert ist. Ueber den Tod, das Vorbei des bewußten Lebens, dachte ich weiter nach, diesen letzten größten Abschied von allem, was wir geliebt hatten; über die Entstehung des Unsterblichkeitsglaubens; über die indische, brahmanische Lehre vom Aufgehen des persönlichen in den absoluten Geist.

N. S. W. N. S. W. Dazwischen kamen natürlich ganz unbedeutende Assoziationen, die ich zu bequem bin, aufzuschreiben, die ich allerdings auch nennen müßte, um mich nicht in den Versuch eines ausschließlich geistvollen Assoziationalisten zu bringen, eines Königs des Assozialismus.

Mittlerweile war die Zeit, wie sie immer tut und wie es ihres Amtes ist, fortgeschritten; es war Zeit geworden, mich zum gemeinsamen Mittagsmahl zu erheben. Bekanntlich steigert nichts so sehr den Appetit als Nichtstun. Deshalb wurde mit inniger Hingabe das Mittagsmahl eingenommen. Die Krone des Mittagessens bildet der schwarze sog. Bohnenkaffee und die lange Zigarre. Die Verarbeitung des Mittagessens versetzt den Menschen in einen boavonden Zustand, in dem er halb schlafend, nicht einmal assoziierend ca. 2-3 Stunden reglos verharret.

Der Plan für den Nachmittag war halb und halb, eine kleine Bootsfahrt zu machen, wenn's das Wetter erlaubte. Aber das Wetter erlaubte es nicht. Es schüttete mit wenig Unterbrechungen. Sehr willkommen war deshalb der Besuch zweier kleiner Bauernmädchen aus der Nachbarschaft, des 12jährigen Enele mit seinem 13jährigen Schwesterchen, dem Mariete, welches über blauen Augen und roten Baden einen schlachblonden Bubikopf trug und sich mit dem Aufessen einer Döle Gutfel vergnügte, die meine Frau ihm geschenkt hatte, während das Enele sehr nett erzählte von seinen Eindrücken vom letzten Rixus, den Tieren und den dummen Augen. Nachdem uns dieser angenehme Besuch verlassen hatte, beschlossen wir, uns durch Betätigung im Hause etwas warm zu machen, denn man fror empfindlich. Einige Bilder wurden auf- und umgehängt und die Sammlungen auf den Borten revidiert und neu geordnet. Da haben sich im Lauf der Jahre manche wertige Gegenstände angehäuft. Grotteske Wurzelgebilde, sog. Waldschratte, und Steine von allem, darunter zwei Gletschereier, das eine im Engadin, das andere im eigenen Garten gefunden, grüne Serpentine, rotbraune Eisensteine, Quarze, poröse Steine vom Bodensee mit Abdrücken von Blättern und dergl.

Ein Viertelstündchen Regenpause laden ein, einen kleinen Rundgang im Park zu machen, bewässert mit Gartenschere, um dürre Zweige zu entfernen. Aber alsbald runzelte unser Gewaltthaber die bewölkte Stirn und die bekannten Tropfen fielen herab.

Wir waren daher genötigt, unter die schützende Decke des Hauses zurückzuschlüpfen. Hier lasen wir noch einiges Gleichgültige, bis es Abendessenszeit war und damit wieder ein neuer Anreiz in unser Sommerfrischlerleben kam. Noch vor vollends eingebrochener Dunkelheit krochen wir wieder ins Bett zurück und harrierten des Nachtspruchs unseres Gebieters, der über Morgen entscheiden sollte, uns entschließen saust, das resignierte Lied des Wanderers auf den Lippen: „Geschtern hat's g'regent, heut' regent's aa, un morg' regent's wieder, un übermorg' aa.“

Friedrich Alfred Schmid Noerr / Zwiwelowick.

Ein Märchen.

III.

Zuletzt ist aber jeder Born und jeder Hammer auf Erden einmal ausgekocht, und so geschah es auch hier. Denn der französische König und mit ihm der Schwarm des fleckigsten summenenden Hofgeschmeißes war bald darauf wieder von hinnen gestoben. Es hatte lange zuvor schon, über allerhand anderen Noquerien Glück und Mißgeschick des Schneiders von Durlach wieder vergessen, also, daß auch dem Markgrafen von dem ärgerlichen Zwischenfall nichts Schlimmeres zurückblieb als einiger verschnittener Kaffee und die Genugtuung, dem unglücklichen Schneider nach

mehreren, gefänglich und bänglich verbrachten Tagen nochmals gewaltig den Marsch zu blasen:

„Uteisteh' Er sich nicht“, so brüllte er aus seinem alten, feldbestäubten und tobakbeschmutzten Dragonerrock hervor, „noch einmal in seinem Leben für andere Leute, als für Laitschenbauern und Nestelkrämer Kleider machen zu wollen! — Einmal und nicht wieder soll Ihm der Sidel „à la Sahnenkamm“ geschwollen sein! — Dank Er des Teufels Großmutter, wenn Ihn seine saubere Kunst nicht noch dahin bringt, daß Er eines Tages seinen Kopf

„à la tête de cocu“, zu deutsch „à la Sahurei“, zum Fenster hinausstreckt! — Sollte mich ja schon höllisch wundern, wie ein ehrbares Weib solch einem nichtsnutzigen Flederwisch an die Hosentastchen anhängen möchte!“ —

Und damit hob und drangalierte der Herr Markgraf den zerstörten Schneider mit höchst eigenem Kanonenstiefeln zur Tür hinaus.

Schneider Most kehrte aus der marktgräßlichen Haft in die Stille seines Hauses nicht anders zurück, als einer, dem der unerfessliche, neue Sonntagsanzug im Sommerwolkenbruch plötzlich zu Bret und Faden auseinandergerissen ist. In Haus und Werkstatt fand er den Frieden nicht mehr. Auch das bürgerliche Ansehen des Meisters hatte von dem erlittenen Stoße merklichen Schaden genommen. Die meiste Kundschaft fiel ab. Und bald mußte die Werkstatt, nicht bloß um der frechen Stichelreden eines Gefellen willen, um ein paar Köpfe verringert werden.

Den Schneider litt es jetzt in den ungewollten Mußestunden seines Gewerbes nicht mehr zu Hause. Er lief einsame und hinterstünige Wege. Häufig verweilte er in seinem Garten vor der Stadt, und dort besonders gern und mütterseelenalleine in der abgelegenen Glimmerhöhle. Denn Meister Most war durch sein Mißgeschick allgemach bitter und menschenscheu geworden.

In der Grotte zimmerte er sich mit eigener Hand eine kleine Bank, auf der er seitdem, in Betrachtung der schlimmen Welt und der ungebührlichen Verkennung so vieler Künstler in ihr, oft stundenlang hinbrütete.

So saß er denn an einem schönen Frühlingsnachmittag auch wieder in der Glimmerhöhle. Wie nun sein umflorter Blick über das vielfältige Geglir der Höhlenwand schweifte, bemerkte er — heute zum ersten Male — mit Mißbehagen die teils straffgespannten, teils klaffrigen Gewebe zahlloser, grauer Spinnnetze, die allenthalben zwischen den Vorsprüngen des Gesteins und von dem niedrigen Gewölbe der Decke herabhängten.

Als sei da auf einmal die grämliche Verpönmtheit seiner eigenen Innenwelt bildlichhaftig nach außen getreten, so wimmelte es in dem dämmrigen Rund vor seinen Augen plötzlich von Spinnen aller Art, von kleinen und großen, glatten und haarigen; da waren solche, die wie gequollene Linien zwischen riesengroßen, zittrig aufgestellten Fadenbeinen hingen und behende die Wand entlang schaukelten und die man Schneider oder Webernechte nennt; da gab es braunrote, pelzbefleckte Bärenspinnen, die mit lang ausgestreckten, pinselrauen Fangklauen still in der Mitte ihrer Netze lauerten und nur von Zeit zu Zeit mit den kolbenstarken Hinterschenkeln wolkig zuckten; und an schaukelndem Faden hangelten Kreuzspinnen trag oder heubeladen, mit dick geschwollenem Bauch von seltener Größe und schier zum Platzen glänzenden Wohlgenährtheit.

Dem Meister grüßte es beim Anblick dieser stillen Gesellschaft von Spinnerinnen, von denen jede einzelne nur Raub und Mord im Sinne hatte. Schon wollte er aufspringen, um unter dem hüschenden Gefindel gründlich aufzuräumen, da fiel ihm miteins die Kunst des unterschiedlichen Webwerks in die Augen, das diese unlieblichen Mitbewohner seiner Einsiedelei hervorgebracht hatten. Ein nachdenkliches Mitleiden ließ ihn in seinem Vorhaben innehalten: Ging es denn diesen kunstverwandten Geschöpfen nicht ähnlich, wie ihm selber? Entwarfen nicht auch sie um des lieben Brotes willen die zierlichsten Gewebe und verarbeiteten sie zugleich auf das geschmackvollste zu erfindungsreichen Hülsen für empfindungslose Steinblöcke und hohle Böcher, vergleichbar den steinernen Herzen und verdödeten Seelen derer, denen auch er, um Lebensnahrung willen, Gewänder von unverstandener Meisterschaft zu ersinnen verdammt war?! Und fanden diese kunstreichen Tierchen vielleicht die Bewunderung der Menschen? — O weit gefehlt! — Er selbst, als berufener Fachmann, war in Begriff, mit Zorn und Besen dazwischen zu fahren und dem Kunsttrieb seiner eigenen Handwerksgenossen verständnislos den Garau zu machen! —

Plötzlich fühlte er sich als den Markgraf unter den Spinnen und stand beschämt.

Während er noch in wunderlichen Gedanken ganz tiefstünnig so verharrte, machte sich unvermerkt ein sanfter Duft von Zwiebelluchen in der Glimmerhöhle ruckbar. Die Nase des geistesabwesenden Meisters sog diesen mit Wohlgefallen ein. Ehe ihm jedoch die seltene Sinneswahrnehmung noch hatte zum Bewußtsein kommen können, wuchs auch schon, wie aus Spinnweb gesponnen, ein Wesen aus dem Glimmerschein hervor und gewann aufsehens Gestalt. Und nun stand es als ein zwiebelbraun gekleidetes, sparsamenlänges Männlein vor dem verdühten Schneider. Es hatte eine hohe, grüne Mütze auf dem Kopf, nicht unähnlich den sonst weißen Hauben, wie sie gern die Köche tragen.

„Fürchte dich nicht, ich bin der Zwiewelewid“, maunzte der kleine Mann mit einer ein wenig schepprigen Stimme, wie sie leicht Leute bekommen, die viel am Herdfeuer stehen und bei Hitze wie bei Kälte die brodelnden Töpfe hin und wider schieben müssen.

Meister Most fiel nichtsdestoweniger vor Schreck auf seine Bank zurück und war zunächst keines Wortes mächtig. Dies hatte aber den Vorteil, daß er so dem fallig grinsenden Kleinkindergeicht seines Gastes um vieles mit Augen näher war und sehen konnte, daß dieser sich mit friedlichen Absichten trug. Der Zwie-

welewid achtete auf all das nicht sonderlich; er fuhr vielmehr eifrig zu reden fort, und zwar in einer gewissen, hastigen und stoßweisen Art, die man gleichfalls oft bei den allzeit leichtgereizten Küchentyrannen wahrnimmt:

„Du hast dich noch zur rechten Zeit bedacht. Güte dich vor dem Kehrbesen. Gehorsame dem Taggefühl von Maß und Elle, daß mir meine Weber und Kleber in Ruhe, so will ich auch deine Tierlein zur Ruhe bringen, die dir aus beiden Augen hervorlauern: Spinnen der Sorge — Skorpione der Verdrossenheit!“

Da hob ein tiefer Seufzer die Brust des Schneiders und wie von selbst kamen ihm die Worte:

„Ja, werthe Herr, da habt Ihr recht! — Spinnen der Sorge laufen mir die Kreuz und die Quer über die Leber, und Skorpione des Vorwurfs gegen mich selbst und die ganze Welt stechen und vergiften mir die Milz!“

Der Zwiewelewid prüfte seinen Mann mit einem scharfen Blick. Dann stieß er hervor:

„Erzähl' mir, was dir fehlt. Hab' auch meine Sorgen. Können uns vielleicht darüber vergleichen.“

Nun saßte sich der Schneider einen Mut und berichtete dem kleinen Mann alles, angefangen von dem Tag seines Aufzuges in Durlach, Glück und Mißgeschick, schön der Reihe nach, bis zu dieser Stunde. Vergaß auch unterweilen nicht, als ein bedrängter Ehemann seines Weibes Jasoba Erwähnung zu tun und ihrer leidigen Bemühungen, ihn und sein Geschick ganz nach ihrem Gutdünken zu strigeln und wie er ihr bei Besterem, nachdem ihm alles sonst zum Uebeln geraten, hierher in die Einsamkeit der Glimmerhöhle entronnen.

„Höre“, maunzte nach kurzem Nachdenken der Zwiewelewid, „ich will dir helfen. Das ist mir ein Leichtes. Doch habe ich eine Gegenforderung, die muß mir zuvor bewilligt sein.“

Herr Most hatte die Ohren steif gemacht, um keines der kostbaren Worte seines Gastes aus dem Geiste zu verlieren. Nun er aber von einer Gegenforderung hörte, ging es ihm heiß durch alle Glieder, es möchte damit gar auf seine ewige Seligkeit gezielt sein; und vor neuem Schreck und Jagen überschlug sich ihm die Stimme: „Und mit welcher Zuwegung wär Euch denn gebient, werthe Herr?“

„Es kostet dich nicht viel. Wir brauchen den Saal, der uns von alters her gehört. Wir wollen aber deswegen keinen Rechtsstreit mit dir haben. — Die hundert Jahre sind um, auf die uns ein böswilliger Bauherr in die unteren Kammern vertrieben hat. Nun wollen wir wieder auf eine Zeit im Lichte schmausen und unserer sind viele. — Tritt uns die Glimmerhöhle ab, so will ich dir deine Schneiderei wieder aufhängeln.“

Dem Schneider fiel eine Steinlast vom Herzen, als er hörte, daß es mit dem Handel nicht auf gewisse kostbare Bestandteile seiner eigenen Person abgesehen war. Eifrig entgegnete er daher, über diesen Vorschlag lasse sich reden und welcher Art denn die versprochene Hilfe sein solle?

Eine kleine Weile schaute der Zwiewelewid dem Schneider forschend ins Gesicht. Diesem wollte so scheinen, als zwinkere aus den Augenfalten des Männleins ein versteckter Spott hervor. Dann sagte der Kleine:

„Hast du einen Stall beim Hause?“

„Ja“, antwortete der Schneider. „Und zwei schneeweisse Ziegen drin, die uns Milch geben.“

Der Zwiewelewid nickte:

„Ist gut. So schenk ich dir den Bod.“

Herr Most fühlte sich durch dieses Angebot in seiner Erwartung nicht wenig enttäuscht. Ja sogar, nach Schneideweise, vermutete er von weitem her eine Anzüglichkeit auf sein ehrsamtes Handwerk, die ihn kränkte. Er räusperte sich also behutsam und wollte dem Vorschlag soeben mit dem Einwand begegnen, daß ihm ein Bod zu seinen gut milchenden Ziegen nicht sonderlich not tue, da kam ihm der andere mit ärgerlicher Miene zuvor:

„Das ist kein Bod von der sinkenden Frucht, du dumme Mensch! Schepprerte er ihn an, „der Bod, den ich dir gebe, spinnt Glück ums Haus, darinnen er steht:

Bod gewonnen,  
Glück gesponnen,  
Bod vom Haus,  
Glück hinaus,

verstanden? Solch einen Bod sollst du haben. Aber mit der Rückgabe der Glimmerhöhle allein ist es noch nicht getan. Wer den Bod hat, der darf uns wohl zwei andere Bitten auch noch erfüllen.“

„Und die wären?“ ärgerte der Schneider.

„Zum ersten, daß du Zwiebeln, viel, viel Zwiebeln in deinem Garten anbauest. Und zwar so gleich. Die Jahreszeit ist noch gut dafür. Wir möchten's gerne bequem haben. — Zum zweiten, daß du uns ein paar Dubend vollständige, irdene Eßgeschirre: Unterteller, Oberteller, Tassen, Napfe und Krüglein leihst. Es sollen aber keine anderen sein, als wie ihr sie für euere Kinder zum Spielen habt und wie du sie auf dem Hasenmarkt das Dubend um anderthalb Groschen kriegst.“

Der Zwiewelewid hielt inne und schien auf den Zuschlag zu warten.

Nun besann sich der Meister auch nicht mehr länger und streckte ihm die Hand hin, vor der aber der andere, nach der Gewohnheit der Untirdischen, schen zurückwich.

„Herr Zwiebelbäcker oder was sonst Ihr von Gewerbe sein möget“, rief der Schneider, „die zwei Bitten sind Euch zugestanden. Nun laßt auch Euere Kunst bald sehen!“

(Fortsetzung folgt.)